In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 196 — **Posen, den 28. August 1929** — **3. Jahrg**



(14 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Alice errötete und wollte schon ein Schmollmündchen ziehen, unterließ es aber, denn James hatte recht. Sie hatte tatsächlich nicht an die Ohren gedacht.

Gewissenhaft holte sie es nach.

Der kleine Kerl hatte sich alles mit dem größten Vergnügen gefallen lassen. Als Alice zu Ende war, richtete sich Liesel auf und umschlang das Mädchen. Und drückte es. Ach so derb, daß es ganz krebsrot vor Anstrengung und der gute James bald eifersüchtig wurde.

„My Darling!“ sagte Alice zärtlich und strich dem Kind über die blonden Locken.

Nach wenigen Minuten lag der müde gewordene kleine Kerl in der Wiege und schlief rasch ein. Als die beiden jungen Leute an der Wiege standen und mit glückseligen Augen auf das Kind sahen, da schienen sie wie Mann und Weib, die in inniger Liebe an ihrem Kinde hängen.

Dann begaben sich beide auf den Zehenspitzen in das Nebenzimmer.

Alice setzte sich und bat. „Nun erzählen Sie aber einmal, James, wie kommen Sie zu dem Kinde?“

„Ich fand es eines Nachts vor meiner Tür. Es wimmerte. Ich dachte, es wäre ein Präriehase, habe aber dann doch geöffnet. Und da stand das Kind im Mondlicht. Ich hab' erst gedacht ich träume, Miß Alice. Dann habe ich's genommen und hereingetragen.“

In Alices schönen Augen standen Tränen.

„Wie kann das ein Mensch tun. Ein so süßes Wesen von sich geben. Haben Sie nicht geforscht, wer es wohl war, der das Kind aussetzte? Haben Sie niemand in der Nähe?“

„Doch, in weiter Ferne, fast nur ein Punkt war es, sah ich einen Reiter. Ich habe mich aber nicht mehr um ihn gekümmert. Ich hatte mit dem Kind zu tun. Es ist vor Erschöpfung und Hunger gleich eingeschlafen. Dann habe ich ihm Haferflocken gekocht und es hat den Schleim brav gegessen. Am anderen Morgen hatte ich dann die Milch. Vielen Dank auch, Miß Alice.

Dabei sah er sie so herzlich mit seinen guten, kecken Jungenaugen an, die trotz seiner dreißig Jahre noch in seinem Antlitz strahlten, daß Alice rot wurde.

Aber sie hatte sich bald wieder in der Gewalt.

„Aber ein Liter Milch genügt für das Kind, nicht wahr, Mister James.“

„O, vollauf, Miß Alice,“ beeilte sich James zu versichern. „Ich wußte es nur nicht. Ich habe noch kein Kind groß gezogen.“

Dann lachten sie beide herzlich.

„Sie haben hier auf der Blockstelle viel Zeit für das Kind.“

„Ja!“ sagte James glücklich. „Fast den ganzen Tag. Sie quirlt den ganzen Tag um mich herum und unermüdlich plappert sie. Immer von der Mutti. Es muß mit größter Liebe an der Mutter gehangen haben. Ein Wunder, wenn man bedenkt, daß das Kindchen nicht viel älter als ein Jahr sein kann.“

Alice wurde sehr ernst.

„Haben Sie noch nie daran gedacht, lieber James, daß vielleicht verbrecherische Hände einer Mutter das Kind entrissen haben können?“

James sah sie bestürzt an und sagte: „Daran habe ich noch nie gedacht, Miß Alice und ich will auch nicht daran denken. Ich will es behalten.“ Alice schüttelte den Kopf.

„Nein, James, so dürfen sie nicht denken. Wenn sich die Mutter des Kindes findet, dann werden Sie ihr das Kind zurückgeben müssen.“

„Vielleicht hat sie aus Not das Kind ausgesetzt?“ meinte James zaghaft.

„Es ist nicht möglich. Aber sagen Sie, James, was wollen Sie mit dem Kindchen anfangen? Das Beste würde wohl sein, Sie überlassen es mir. Mein Vater wird es gern aufnehmen und Sie dürfen gewiß sein, daß ich es gut pflegen werde.“

Da sah sie der gute Junge geradezu entsetzt an. Machte mit den Armen eine abwehrende Bewegung.

„Das Kind muß hierbleiben!“ erklärte er ungestüm, daß Alice über den leidenschaftlichen Ausbruch zusammenfuhr.

„Aber, lieber James, Sie können doch das Kind nicht immer behalten. Kinderpflege ist nicht Mannessache.“

„Das ist mir gleich. Ich gebe das Kind nicht von mir.“ Er blieb störrisch. Alles Zureden half nichts.

„Also gut, lieber James!“ erklärte Alice schließlich. „Das Kindchen soll einstweilen bei Ihnen bleiben, wie es endgültig wird, werden wir ja sehen. Das findet sich schon. Und ich werde ab und zu einmal mit des alten Rockharts Maschine herauskommen. Das müssen Sie mir schon erlauben. Rockhart ist durchaus verschwiegen.“

James nickte erleichtert.

„Aber ein wunderlicher Kerl sind Sie, James. Ich habe immer gedacht, Kinder pflegen und lieben sei unser Vorrecht, nicht das der Männer.“

„Das mag wohl sein,“ sprach James sinnend.

„Aber ich glaube nicht, daß die Männer ihre Kinder weniger lieben. Vielleicht sogar noch etwas mehr, Alice, denn in uns Männern wird immer, bis ins Alter, ein Teil Kindlichkeit sein.“

Wie gern wäre Alice noch länger geblieben, aber die Maschine des alten Rockhart pfiff.

Noch einen zärtlichen Blick warf sie auf das Kind, schwang sich auf die Lokomotive und winkte dem vor dem Hause stehenden James zu, bis er nur noch weit in der Ferne ein winziger Punkt war.

10.

Die Verhaftung des Millionärs Allan Wilde war für ganz San Franzisko eine Sensation.

Die Zeitungen nahmen gerne diesen Sensationsfall in die Spalten der Zeitung auf. Wenn damals auch das Reporterunwesen in der Union noch nicht so stark ausgeprägt war, so wetteiferten doch die Zeitungen miteinander, ihren Lesern so viel als möglich über den Fall zu bringen.

Als es bekannt wurde, daß der Hauptpunkt der Anklage auf Brudermord lautete, und daß Carrington der Ankläger war, war die Betroffenheit in den Kreisen, die Allan nahestanden, immer größer.

Carrington!

Der Name wog. Daß er nicht leichtfertig einen Menschen anklagte, das wußten sie alle.

Carrington hatte eben den letzten Boten, den er hinaussandte, um mehr Zeugen zusammenzuholen, genau Weisungen gegeben, als er einen Brief erhielt.

Er war von Tim Smich, einem Redakteur bei der „San Franzisko-Post,“ der damals dominierenden Zeitung.

Tim Smich, der Carrington verpflichtet war, schrieb: „Lieber Carrington! Allan Wildes Verteidiger, der Rechtsanwalt Bowler aus Boston, zur Zeit wohl der beste der Union, hat uns besucht und unseren Direktor bearbeitet. Ich vermute, er hat bei seinem Abschied einen Scheck liegen lassen. Er besucht anscheinend alle Zeitungen in Frisko. Treff deine Maßnahmen. Herzlichst Dein Smich.“

Carrington las die Zeilen aufmerksam und dachte: Wie gut es doch ist, wenn man Freunde hat!

Schnurstracks begab er sich zur „San Franzisko-Post“ und verlangte den Direktor Safari.

Er war anwesend und Carrington wurde vorgelassen. Safari, ein großer, hagerer Mann, mit intelligenten Zügen, ein vor dreißig Jahren eingewanderter Italiener, empfing ihn mit großer Liebenswürdigkeit, denn — der Detektiv wußte allerhand aus seiner Vergangenheit.

Carrington ging ohne Einleitung, nach Erledigung der absolut notwendigen, eigentlich unnötigen, Höflichkeitsfloskeln, auf den Zweck seines Besuchs über.

„Mein lieber Safari, ich möchte Sie heute warnen. Wie ich erfahren habe, bemüht sich der Verteidiger Allan Wildes auffallend um die Presse von Frisko. Wahrscheinlich wird er auch zu Ihnen kommen und versuchen Sie zu beeinflussen. Lassen Sie sich nicht beeinflussen. Bowler dient diesmal einer schlechten Sache, er muß den größten, grausamsten Verbrecher verteidigen und müht sich, ihn mit allen Mitteln freizubekommen.“

Safari tat sehr erstaunt.

„Mich hat er noch nicht besucht, Mr. Carrington. Ich werde gern Ihrer Warnung gedenken.“

Carrington lächelte so verbindlich, als es ihm möglich war und entgegnete: „Denken Sie, in einer Ihrer Konkurrenz-Zeitungen ist Bowler gewesen, hat den Inhaber bearbeitet und dann einen Scheck über, ich weiß nicht wieviel Dollar, zurückgelassen. Der gute dumme Bowler. Er muß es in Boston reichlich leicht haben. Aber bei dem betreffenden Zeitungsverleger hat er sich verkalkuliert. Er druckt wohl die Notiz ab, wie es Mr. Bowler wünscht, knüpft aber ein Kommentar aus meiner Feder daran.“

„Sie bringen eine Entgegnung dafür? Das ist interessant, Mr. Carrington.“

„Ja! Ich stehe Ihnen übrigens auch mit einer Entgegnung, die über den Fall etwas mehr Klarheit gibt zur Verfügung.“ — Weiter teilt das betreffende Blatt mit, daß es den Scheck über Dollar soundsoviel dem Fonds für die Armen von San Franzisko zur Verfügung gestellt hat. Ist das nicht köstlich?“

Carrington sprach ganz ungezwungen. Er benutzte den alten und immer wirkungsvollen Trick, einen gegen den anderen auszuspielen, und der sonst so gerissene Fuchs Safari fiel darauf hinein.

Mit den anderen kleineren Zeitungen von San Franzisko hatte er leichteres Spiel.

Als er am nächsten Morgen die Blätter las, war er befriedigt und San Franzisko empört.

Allans Sache erlitt einen starken Stoß. Selbst sein engerer Freundeskreis war bestürzt.

Die Auseinandersetzung zwischen Allan, der alles vor dem Untersuchungsrichter leugnete, und seinem Verteidiger, war ziemlich erregt.

Wenigstens Allan, der sonst völlig sicher und ruhig blieb, war völlig außer sich, während Bowlers Ruhe nicht zu erschüttern war.

„Ein Fehlschlag, Mr. Wilde, der nichts zu sagen hat. In zwei Tagen ist die Erregung darüber in San Franzisko abgeflaut, und dann lassen Sie mich weiterarbeiten. Ich habe bis jetzt jeden herausgearbeitet, dessen Sache ich übernahm.“

Allan winkte ärgerlich ab.

„Mr. Bowler, ich habe um meinen Kopf keine Sorgen, denn alle Punkte der Anklage bestehen zu Unrecht. Aber Carrington ist ein Fuchs, der wohl in der Lage ist, einem Menschen einen Fallstrick zu legen.“

„Gewiß, gewiß. Ich kenne zwar den hochwerten Herrn Carrington nicht, aber die heutige Sache hat er gut gemacht. Ich unterschätze den Mann nicht. Seine ganze Anklage ist so geschickt aufgebaut, es klappt beinahe restlos mit den Indizien, Mr. Wilde, aber es fehlt an Zeugen.“

„Ja, ich weiß es, Mr. Bowler!“

„Carrington wird versuchen, durchzudrücken, daß die Angaben der farbigen Zeugin Sammy vom Gericht anerkannt werden, als vollwertige Zeugenaussage. Dagegen werden wir uns als freie Bürger der amerikanischen Nation stemmen. Bestimmt mit Erfolg. Wir haben darüber einen Paragraphen, der dem Zeugnisrecht des Farbigen nur einen bedingten Wert einräumt.“

Allan nickte.

„Ich weiß es, Mr. Bowler.“

* * *

Zwei Tage später besuchte Carrington Dr. Alving im [illegible]-Hospital und traf dort mit Mr. Silver zusammen.

Die weißhaarige alte Dame sah sehr bleich aus. Dr. Alving erklärte Carrington, daß Mrs. Silver eben Helen besucht habe. Das habe sie so aufgeregt.

Mrs. Silver nickte.

„Es ist furchtbar, die Qual zu sehen, die das arme Wesen leidet. Nicht noch einmal ertrüge ich es, zu hören, wie sie nach dem Kinde schreit. Und all der Jammer ist durch Allan Wilde verschuldet worden.“

Carrington schwieg zu der Rede. Er verstand Mrs. Silver, denn es war ihm, der Nerven eigentlich gar nicht kannte, genau so gegangen.

„Allans Verteidiger haben Sie aber ein Tüchtiges ausgewischt. Darüber habe ich mich gefreut. Schwärmen denn Ihre Gehilfen schon draußen?“

„Ja! Heute habe ich dem letzten Instruktionen erteilt.“

„Sind Sie zuversichtlich, Mr. Carrington?“

„Ich bins, Mrs. Silver. Ich bezweifele zwar, daß die Geschworenen Allan schuldig sprechen werden, aber fassen und vernichten werde ich ihn. Ich bin auch nicht ganz so gottlos, wie ich vielleicht manchem scheine. Ich glaube doch an eine göttliche Gerechtigkeit.“

„Wann ist mit der Hauptverhandlung zu rechnen?“

„In vierzehn Tagen, am 1. August!“

* * *

Die Hauptverhandlung gegen Allan Wilde fand am 1. August statt und es trat ein, was Carrington befürchtet hatte.

Die Geschworenen erachteten die Schuldbeweise für nicht ausreichend und sprachen Allan frei.

Und doch war es kein rechtes Freisprechen.

Als im Verlaufe der Verhandlung sich die ganze rohe Handlungsweise des Millionärs gegen seines Bruders Weib enthüllte, als Carrington schilderte, wie qualvoll Helen jetzt litt, da sprach keine Seele den Angeklagten wirklich frei.

Allan hatte geschworen, daß er von seinem Bruder selbst erfahren, daß das Verhältnis — er vermied den Ausdruck Ehe — zwischen ihm und Helen kinderlos geblieben sei. Er erklärte, daß Helen vom Tage des Selbstmordes ihres Gatten gemütskrank gewesen sei.

Das beschwor Allan.

Das Zeugnis der treuen schwarzen Sammy wurde tatsächlich abgelehnt.

Als Carrington den Freispruch vernahm, blieb sein Antlitz so unbewegt, wie das Allans, der sich während der ganzen Verhandlung von einer zynischen Ruhe zeigte.

Der Augenblick, da er zu Allan, der selbstsicher hinter den Schranken stand, trat, war fast dramatisch.

„Mr. Allan Wilde,“ sagte er laut, daß es der Saal hörte. „Sehen Sie mich an. Gleicht mein Gesicht nicht der plumpen Fratze Ihrer Dogge, mit der sie Helen hetzten? Ich sage Ihnen, Allan Wilde, mein ganzes Leben wird nur noch ein Hetzen hinter Ihnen sein, dem Bruder- und Kindesmörder. Ich bringe Sie an den Galgen.“

„Sie Narr!“ zischte ihn Allan an.

* * *

Der Prozeß erregte riesenhaftes Aufsehen, besonders auch, da die ganze Presse den Fall aufnahm und ihre Kommentare an ihn knüpfte.

Die „San Franzisko-Post“ druckte auf der ersten Seite das Bild Helen Wildes.

Die Nummer wurde ungeheuer verlangt, so daß sich die Zeitung zu einem Sonderdruck entschloß.

In der Nummer war gleichzeitig ein Aufruf, unterzeichnet von Carrington, der dem, der Helens Kind, Eva, dreizehn einhalb Monate alt, bringt oder seinen Aufenthalt nachweist, eine Belohnung von 500 000 Dollar, damals eine Rekordsumme, versprach.

* * *

Vier Wochen nach dem Prozeß meldete die „San Franzisko-Post“, daß die Brüder John und Allan Wilde beim Gericht den Antrag auf Entmündigung der geisteskranken Helen und Ueberweisung an eine Irrenanstalt gestellt hätten.

Gleichzeitig teilte die „San Franzisko-Post“ mit, daß John Wilde, der während der Prozeßzeit auf Reisen war, bei seiner Rückkehr einen Brief seines Bruders Harry vorfand, in dem ein Testament enthalten war. Dieses Testament habe er ungeöffnet dem Gericht zur Verfügung gestellt.

Die Spannung des Publikums wuchs wieder.

Bei der Testamentseröffnung stellte sich heraus, daß Harry Wilde seine beiden Brüder Allan und John zu Alleinerben eingesetzt hatte. Helen war nur eine geradezu beschämende Jahresrente, die die Brüder zahlen sollten, ausgesetzt.

Carrington, der als Vertreter von Frau Helen erschienen war, verzog auch diesmal keine Miene.

Aber als der Richter das Testament verlesen hatte, trat er zum Richtertisch und bat, es sehen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt).

Goethe und Schiller.

Von Emil Ludwig.

Beim Eintritt in das Bündnis zwischen Goethe und Schiller, das mit geringen Schwankungen fast elf Jahre überdauern, wenn auch kaum wachsen wird, sind die Verbündeten 45 und 35 Jahre alt. Dennoch ist es der Jüngere, den Leiden bleich und hohl macht, gebräunt und kräftig wirkt daneben der Aeltere. Schiller ist größer, von hagerer, kahler Gestalt, Goethe breiter, jetzt untersetzter, schon fängt er an, dicker zu werden. Schiller blickt tief aus der sanften Feuchte eines ovalen Antlitzes, gotisch steigt eine bleiche Stirn herrlich, mehr breit als hoch empor; blaß und sinnlich, scheinen die Lippen die eines Priesters, kühn und fordernd ist der Schwung dieser vertikal kurzen, weit vorragenden Habichtnase: ihre Linie scheint das Phathos dieses Hauptes am stärksten auszusprechen. Goethes Kopf geht jetzt ins Quadratische, über den Augenknochen wölbt sich, mehr hoch als breit, diese Stirn, die lange Nase wirkt trotz ihrer Biegung neben Schillers fast klassisch beruhigt, schmal und verschlossen ziehen die Lippen ihren Pfad, aber das Auge strahlt dunkel durch die Welt und greift sie auf. Schillers Handschrift rauscht in großartig raschen Wellen, immer bewegt und schaffend, über die Bogen, Goethe formt eigene Züge mit Kunst zu typischen um.

Mit großer Sorgfalt kleidet sich Schiller, der junge Hofrat und Hofmann, bestellt zum Frack den kostbarsten Stoff, führt ein breites Haus, hält sich mit 38 Jahren Wagen und Pferde, die Goethe erst im Ende der 40 anschafft, reist im ersten Ehejahr mit seiner Frau nicht ohne Diener und Jungfer bis nach Leipzig, er glänzt in Gesellschaft und kann, in seiner Hofuniform mit Epauletten, von Frau von Staël im Vorzimmer für einen hohen Offizier gehalten werden. Goethe trägt sich sehr einfach, jetzt schon ohne Toupet und Ohrlocke, geht kaum zu Hofe, wenig in Gesellschaft, lebt als Minister wie ein Privatmann, wünscht steif zu wirken, schweigt viel. Schiller, gewöhnt, aus Büchern mehr als von Menschen zu lernen, ungewohnt des Lebens in der Natur, vor allem brustleidend und stets Attacken fürchtend, verweilt viel in den Zimmern, treibt keine Körperübung, sitzt lange Sommerwochen in geschlossener Stube, rauchend und schnupfend.

Nachts meist schlaflos, kann er für morgen nichts bestimmen, ißt zuweilen erst um 8 zu Mittag, muß an schlimmen Tagen die Arbeitskraft durch Alkohol stärken, produziert am besten bei tiefem Barometer. Goethe hängt vom hohen Barometer ab, geht zeitig schlafen, ist zeitig auf, dichtet nur am Morgen, verbringt ganze Wochen im Gartenhäuschen, reitet wieder, läuft Schlittschuh, hat zwischen 40 und 50 seine gesündeste Epoche. Die Luft, die Schiller wohltätig ist, nennt Goethe Gift für sich und muß, als er eines Tages den Geruch faulender Aepfel aus des Freundes Schreibtisch aufsteigen spürt, das Fenster rasch öffnen, um nicht schwindlig zu werden.

Schiller, von seinen vielen Unternehmungen oft verwirrt, bleibt durch Krankheit vollends von der Dichtung abgehalten. Goethe erledigt Pflichten, und Geschäfte sofort, um sich dann Studien und Gestalten hinzugeben. Jenem erschwert Unordnung das äußere Leben, diesem erleichtert es Pedanterie. Und dennoch bedurfte Schiller der Trennung der Geschäfte von den Musen weit mehr als Goethe: weil er im Leben mehr plante und weil er dann die Kunst von diesem Leben sorgsam trennen mußte.

Schiller ist im Augenblick, da er sich mit Goethe verbindet — auf diesen Augenblick stellen wir die Antithese — in journalistischer Gefahr, er schickt sich, nach Goethes Worten, trefflich zu einem Redakteur. Um diesen genialen, geschliffenen, politisch-ästhetischen Geist bewerben sich mehrere Unternehmer, und Schiller, der jetzt Macht und Geld will, wäre ohne seine Krankheit und ohne Goethe vielleicht auf diese Bahn gekommen. Kameraden seiner Jugend bestimmten ihn früh zum Diplomaten, Goethe kennt ihn am Teetisch eben so groß, wie er im Staatsrat wäre, Verhandlung liegt ihm, Vorhalt, Intrige, und alles, was davon in seinen Stücken steht, ist besser und übrigens weit wichtiger und häufiger als bei Goethe. Gute Köpfe seiner Zeitschrift zu werben, Propaganda zu machen, versteht er meisterlich und tut es gern. Als nach drei Jahren die Horen eingehen sollen, rät er, mit einigen extremen Aufsätzen noch ein Verbot durchzusetzen, um lieber für gesprengt zu gelten als für still begraben. Doch treibt ihn Unruhe, Hast seines Lebens rasch wieder von Stellungen, Verlegern, Zeitungen fort, weshalb auch Goethe in der Ausführung nicht auf ihn rechnet, denn „Beistand zu bestimmten Zwecken — schreibt er an Meyer — muß man von Schiller nicht erwarten.“ Bei so vielen Einfällen kommt Schiller am Ende vor innerer Heftigkeit doch praktisch zu nichts, so sehr er auch seinen gedanklichen Idealismus als handelnder Mensch ins Gegenteil verkehrt.

Goethe zeigt die umgekehrten Gaben: „Ich bin nämlich als beschauender Mensch ein Stock-Realiste, so daß ich bei allen Dingen, die sich mir darstellen, nichts dafür und dazu zu wünschen im Stande bin und ich unter den Objekten gar keinen Unterschied kenne als den, ob die mich interessieren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Tätigkeit, ich darf wohl sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles meinen Vorstellungen bequemen solle.“

Schillers unternehmender Geist wird aber nicht nur von äußeren Motiven des Geldes getrieben, er wird von ihnen durch seinen Willen zur Macht geweist: an diesen scheint Goethe im Alter zu denken: „Schiller — sagt er zu Eckermann —, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, hatte das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten.“ Wenn Schiller in der Jugend Freiheit rief, so meinte er zunächst seine Freiheit, und schon in Vorwort und Anzeige zu den Räubern betont der 22jährige, sein Stück gefährde weder Staat noch Sitte. Als er 15 Jahre später das Bürgerrecht der französischen Republik empfängt, interessiert es ihn nur noch als Hilfsmittel für seinen Sohn.

Untergebene hat er außer seinen Bedienten kaum gehabt. Als er aber mit Schauspielern zu tun hat, die doch Mittler zwischen seiner Dichtung und dem Volke sein sollen, entscheidet er: „Es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.“ Mit solchem Nachsatz an Goethe scheint er ihn zu strengerem Auftreten zu mahnen, doch dieser bleibt in beratendem Verhältnisse zu seinen Künstlern. Auch hierin ist er Goethes Antipode, der in den vielen Fächern seiner Tätigkeit Energie und Ordnung verbreiten, doch niemals herrschen wollte: „Was er sich denken konnte, das mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß sein oder nicht.“

Schiller schwebt Welt und Nachwelt vor, wenn er dichtet. Zwischen Kritikern, Aerger, Konkurrenz, Klatsch, Parteien führt er eine weite Korrespondenz, und obwohl er als Dramatiker nur Erfolge hat, kränkt ihn doch jeder journalistische Mißerfolg: dann spricht er vom Blute, das ihm in Wallung getrieben sei, und ist recht innerlich gekränkt, weil man seinen Musen-Almanach durch Lob und Tadel zerpflückt. Goethe, der es seit 20 Jahren aufgegeben hat, den „Deutschen zu gefallen“, erwidert lächelnd mit dem reifen Gedanken: „Wer nicht wie jener vernünftige Säemann im Evangelium den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo er aufgeht, der muß sich mit dem Publico gar nicht abgeben.“

Auch im erotischen Leben steht Schillers Wille zum Herrischen Goethes weiblicherer Hingabe gegenüber. Schiller hat mit seiner Geliebten kaum recht gebrochen, da warnt er schon die neue Freundin vor ihr, und als diese dann seine Braut wird, sucht er sie in allem zu seiner Schülerin zu machen. Seine Beziehungen zu Frau von Kalb, zu der geschiedenen Caroline und deren Schwester Charlotte — Schillers Schwägerin und Gattin — gehen ineinander, Caroline nimmt er bei der Eheschließung mit in sein Haus und schafft ihr für ihre Ehe Heim und Stellung in Weimar, weil er selbst dorthin gezogen ist. Bei alledem lebt er gut mit seiner Frau — allerdings nennt er sie in Briefen „gutes Mäuschen“. Schiller ist sinnlich und herrschsüchtig in der Liebe, Goethe gibt sich mit ganzem Wesen hin: deshalb liebt er immer nur eine Frau und hat im wörtlichen Sinne nie zwei Geliebte auf einmal besessen. Zu dieser einen freilich spricht er dann so, daß Schillers Witwe beim Lesen von Goethes Briefen an Frau von Stein vor dieser Glut erschrickt und bekennt: so hätte Schiller nie geliebt, „eigentlich bloß aus Leidenschaft könnte er nicht lieben“.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt-Berlin, dem Buche „Genie und Charakter“ von Emil Ludwig entnommen. In dem gleichen Verlage ist auch die zweibändige Goethe-Biographie desselben Verfassers erschienen.)

Der Mensch als Radiowellensender.

„Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke“ — der ärmste Mann kann den größten Gedankenreichtum bergen. Ist es nicht eine naheliegende Idee, von diesem Reichtum an Gedanken anderen Lebewesen abzugeben? Früher wäre derartige Erwägung mitleidigem Lächeln begegnet, heute im Zeitalter der Ätherschwingungen und der Wellensendung ist sie naheliegend. Es ist dankenswert, daß ein wissenschaftliches Institut in Moskau dazu übergegangen ist, die physikalischen Grundlagen der Gedankenübertragung zu erforschen bzw. die dem menschlichen Gehirn entstammenden Gedankenwellen aufzufangen. Ein solches Radiogerät wurde bereits konstruiert, und es kann nun der Ritt auch in dies unbekannte Land gewagt werden. —

Man hat in Moskau sogar eine ganz besondere Extratour gewagt und ist im dortigen Zoopsychologischen Institut zum Versuch einer Gedankenübertragung vom Menschen auf das Tier übergegangen. Wir erinnern uns hierbei früherer Vorgänge, die seinerzeit erhebliches Aufsehen erregten und die geschahen, als es die Sendung durch die Aetherwellen noch nicht gab. Das war, als ein Pferd, der „Kluge Hans“, übernatürliche Kräfte zu entwickeln schien, Fragen richtig beantwortete und im besonderen Rechenexempel durch genau abgezähltes Aufklopfen mit dem Huf löste. Heutzutage sind die Versuche fortgeschrittener: der Mensch, der beispielsweise seinem dressierten Hunde Weisungen erteilen will, tut das von einer Zelle aus, aus der die Gedankenwellen zu dem Hunde gelangen sollen. Jedenfalls hat man bei diesen

Versuchen bisher das eine Ergebnis gehabt, daß der sendende Mensch in seiner Zelle unbedingt durch Glasisolatoren g e g e n E r d u n g gesichert sein muß, wenn das Experiment gelingen soll. Im übrigen ist die Isolierzelle aus Drahtgeflecht oder aus Kupfer- und Dachblech gebaut.

Die Gedankenübertragungen werden als gelungen bezeichnet, wenn der Mensch n i c h t geerdet war — der Hundebesitzer gab die verschiedensten Befehle; so schrieb er dem Hunde vor, eine bestimmte Zahl durch wiederholtes Gebell auszudrücken oder ein bestimmtes Buch aus dem Nebenzimmer zu bringen. Der Hund soll in der Tat das richtige Buch gebracht haben.

Wie man sieht: unbegrenzte Möglichkeiten; vielleicht ist das Tier, insbesondere der Hund, noch besser für die Gedankenwellen-Uebertragung geeignet als der Mensch, weil dem Tiere gewisse Naturinstinkte, die der Mensch nicht hat, eignen. So ist z. B. der Flug der Brieftaube wie der Vogelzug überhaupt, nicht minder etwa die Reise des Aals ein immer neues — Wunder!

Kleide dich gesund und luftig!

Frau Mode hält es im allgemeinen nicht mit den Gesundheitsaposteln. Sonst würde es nicht so viel Modetorheiten bei allen Völkern geben. Das kommt wohl daher, weil die Mode mit der Kleidung noch andere Zwecke verfolgt, als die Menschen nur gesund zu erhalten. Wir aber suchen ehrlich die Gesundheit und müssen daher überlegen, wie wir uns am besten gesundheitsgemäß und doch modern kleiden können.

In unserm Klima soll die Kleidung dem Menschen Schutz bieten vor den Temperaturschwankungen, vor Kälte, aber auch vor zu großer Wärme. Nicht der dickste, festeste Stoff schützt am besten vor Abkühlung, sondern die Luftschicht zwischen Körper und Kleidung, zwischen den Maschen des Gewebes und zwischen den Haaren des Pelzwerkes. Lieber mehrere, lockere Kleidungsstücke übereinander tragen, als ein einziges, sehr schweres! Dann kann man auch im Winter leicht den Ausgleich schaffen zwischen der Zimmertemperatur (20 Grad im Schatten) und der scharfen Winterkälte draußen. Dann kann man auch durch Ueberziehstrümpfe und Ueberschuhe, durch wärmere Unterkleidung die unzureichende seidene Wäsche ergänzen und damit die jetzt recht häufigen Blasenkatarrhe und Unterleibserkältungen vermeiden. Die Kleidung muß sich immer der Umgebungstemperatur anpassen: Glatte, helle Stoffe zum Abhalten der Wärmestrahlen im Sommer oder bei sommerlicher Zimmertemperatur; leichte Wollstoffe, rauhe, lockere Gewebe, in mehreren Schichten getragen, das braucht man im Winter.

Luftdurchlässig muß die Kleidung sein, denn der Körper braucht das Sonnenlicht. Darin ist die weibliche Kleidung der Männertracht weit überlegen. Versuche mit unter den Kleidern getragenem lichtempfindlichen Papier haben das eindeutig erwiesen. Poröses Gewebe, das wir für besonders gesund halten, erfüllt auch am besten die Aufgabe, den Schweiß aufzusaugen und langsam ohne zu starke Abkühlung verdunsten zu lassen. Wasserdichte Stoffe haben wohl zeitweise als Schutz gegen Wind und Wetter ihre Berechtigung, als tägliche Kleidung sind sie aber nicht gesund.

Die Gewebe können aber nur **l u f t d u r c h l ä s s i g b l e i b e n , w e n n s i e o f t g e w e c h s e l t**, oft und sorgfältig **g e w a s c h e n** werden. Je öfter die Wäsche gewechselt wird, desto besser ist es. Leicht waschbare Stoffe werden erfahrungsgemäß immer sauberer gehalten; deshalb ist auch baumwollenes Unterzeug in der Regel dem wollenen vorzuziehen. Selten gewaschene Wollkleider soll man aber wenigstens auslüften und von der Sonne bescheinen lassen, damit alle Krankheitsstoffe des Straßenstaubes vernichtet werden.

Da die Luftschichten zwischen dem Körper und den Kleidungsstücken den Wärmeschutz bewirken, darf die Kleidung nicht dicht anliegen. Enge Mieder, Gürtel, runde Strumpfbänder, feste Rockbänder und Hüfthalter stören außerdem den Blutkreislauf und können Wachstumsstörungen an inneren Organen, Blutstauung und Krampfadern hervorrufen. Der Mensch muß aber auch in seinen Kleidern Bewegungsfreiheit behalten und sich weder durch zu enge, noch durch zu weite und schwere am Gebrauch seiner gesunden Glieder behindern lassen. Das gleiche gilt für das Schuhwerk, das an unzähligen Fußverunstaltungen schuld ist, und weit mehr als Schönheitsfehler, ja fast Krüppeltum verursacht, und den Menschen in seiner Beweglichkeit schwer beeinträchtigt. — Bewegung ist aber die Grundlage von Leben und Gesundheit.

Aus aller Welt.

„Der Untergang der Frankfurter Allgemeinen". Die Frankfurter Allgemeine Versicherungsgesellschaft bildete mit ihrem Konzern das zweitgrößte Versicherungsinstitut in Deutschland. Der Zusammenbruch ihrer auf fremden Gebieten eingerichteten Unternehmungen, nämlich der Absatzfinanzierungsgeschäfte und der bankmäßigen, führte zu scharfen Rückschlägen nicht nur in der Aktie der Gesellschaft, sondern auch auf anderen Marktgebieten. Die Nervosität der Börse war beträchtlich, wenn man bedenkt, daß in einer viel kürzeren Zeit als der Zeppelin brauchte, um von Friedrichshafen nach Tokio zu fahren, der Kurs der Allgemeinen Versicherungsaktie um 785 M. stürzte. Die Panik an der Börse wurde in interessanten Spezialaufnahmen festgehalten, die in der neuesten Nummer des „I l l u s t r i e r t e n B l a t t e s (Nr. 35) zu sehen sind. Die gleiche Nummer bringt einen ausführlichen Text des Chefredatteurs Geisenheyner über die Zeppelinweltfahrt. Fast alle bedeutenden Persönlichkeiten sind in Sonderaufnahmen zu sehen, das Titelbild zeigt Lady Drummond-Hay, die einzige Frau, die als Journalistin die Weltreise mitmacht. Sportsfreunde finden einen hübschen Bilderartikel über den Fußballkönig und Torwart Heiner Stuhlfauth, von dem nur wenige Leser wissen werden, daß er zugleich Wirt der berühmten Nürnberger Sebaldusklause ist. Die führenden Persönlichkeiten des Weltreklamekongresses und Bilder aus Sowjet-Rußland beleben den aktuellen Teil. Ein interessanter Bilderartikel über „Kehraus" belehrt die Leser über die große Organisation der Müllabfuhr und ihre Verwertung, während E. Kelen in gewohnter witziger Weise mit Feder und Bleistift über das Schiff des Columbus plaudert. Ein hübscher Bildbericht über das System, nach dem die amerikanischen Industriegewaltigen sich ihren Nachwuchs sichern, vervollständigt die reichhaltige Nummer, die überall erhältlich ist.

Der brave Mann von Tatouville. Ein eigenartiges Denkmal wurde zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Normandie einem wackeren Seemann gesetzt, der durch seine Aufopferung zu einem Wohltäter an vielen Tausenden von Schiffen geworden war. Die Seine hatte damals im Mündungsgebiet ihr Bett verändert, so daß die Strömung am linken Ufer und nicht, wie vorher, am rechten entlangging. Dadurch und durch die zahlreichen Sandbänke gerieten die Schiffer in große Gefahr. Von seinem Wohnort Tatouville aus wanderte nun ein alter, nicht mehr berufsfähiger Seemann jahraus, jahrein vor Morgengrauen nach einer Stelle, von wo die Schiffe einen anderen Kurs nehmen mußten, und blieb dort bis in die Nacht, um jedem sich nahenden Schiff den Weg zu weisen. Als der Tod ihn von seinem Ehrenposten abrief, pflanzte man an der Stelle, wo er Tag für Tag seinen Platz eingenommen hatte, einen Baum, dessen Aeste so gebogen und beschnitten wurden, daß er wie ein riesiger Matrose mit einem gewaltigen Seemannshut aussah, der seinen Arm wegweisend ausstreckte. Noch lange, nachdem der Wegweiser überflüssig geworden war, grüßte jeder Schiffer, der am „braven Mann von Tatouville" vorüberkam, das eigenartige Denkmal wie ein Heiligenbild.

Mönche als Briefträger zwischen Rom und Stockholm. Die Geschichte des Postwesens wird in überraschender Weise bereichert durch einen Fund, den der schwedische Historiker Dr. L. M. Baath in den vatikanischen Archiven gemacht hat. Der Gelehrte durchforschte neuerdings die Archive des Vatikans. Dabei hat er eine päpstliche Bulle aus dem Jahre 1262 entdeckt, in der der Papst seinen Segen für die Einrichtung eines Postamtes in Stockholm erteilt. Aus den Angaben der Bulle ist zu entnehmen, daß schon damals ein regelmäßiger Postdienst zwischen der schwedischen Hauptstadt und Rom bestand. Die „Briefträger" waren reisende Mönche, die die Postsachen nach den verschiedenen großen Plätzen beförderten, die sie auf ihrer Wanderung von Schweden nach Rom berührten.

Fröhliche Ecke.

Der Verkäufer hatte schon den ganzen Laden von unten nach oben gekehrt — aber nichts hatte der Dame gefallen. „Schade, daß ich nichts finde! Mein Mann hat morgen Geburtstag, und ich wollte ihn gern mit etwas überraschen!"

„Wie wäre es, wenn Sie hinter einen Stuhl kriechen und ‚mum mum kiek' rufen?"

•

In einem Juwelierladen ist der Verkäufer eifrig bemüht, seine Ware an einen nicht sehr kauffreudigen Kunden zu bringen und preist daher den billigen Preis: „Sehen Sie, diese Perlenkette lasse ich Ihnen um tausend Mark!"

Darauf der Käufer: „Danke, ich auch!"